

Cinderella undercover

Aschenputtels
wahre Geschichte



Gabriella Engelmann

Arena

4.

»Schön, dass du so pünktlich bist, dann können wir ja gleich los«, rief ich vergnügt, als Paule mich am Dienstag von der Schule abholte. Ich fand es immer wieder schade, dass wir nicht auf dasselbe Gymnasium gingen, sonst hätten wir uns viel häufiger sehen können.

Doch heute hatten wir ausnahmsweise mal jede Menge Zeit und wollten einen Ausflug machen. Unser Ziel war Blankenese, wo wir ein bisschen an der Elbe herumbummeln und Kuchen oder Eis essen wollten. Außerdem hatte Paule eine kleine Überraschung für mich, wie sie schon per SMS angekündigt hatte.

Als wir an der S-Bahn-Haltestelle Blankenese ausstiegen, fingen die Erinnerungen an Samstagabend und meine *neue Familie* allmählich an zu verblassen. Ab Donnerstag würde ich unter der »Aufsicht« von Stephanie Wolters stehen, weil mein Vater nach Hongkong fliegen musste. Damit ich nicht ständig darüber nachdachte, hatte ich Paule verboten, über dieses Thema zu sprechen.

»Was hältst du davon?«, fragte sie und deutete auf die Terrasse des Schlosshotels, das in meinen Augen aussah wie aus dem Märchen. Seine Fassade war von Rosenhecken umrankt und mit ein bisschen Fantasie konnte man sich gut vorstellen, dass Dornröschen oben im Turmzimmer lag und ihren hundertjährigen Schlaf schlief, bis der Prinz kam und sie wach küsste.

»Sieht super aus!«, stimmte ich zu und suchte nach einem schönen Platz mit Blick auf die Elbe. »Heute gönnen wir uns was.«

Ein junges Mädchen brachte uns die Karte und ich überlegte, ob ich eine Eisschokolade oder besser eine Rhabarberschorle bestellen sollte. Schlussendlich entschied ich mich für einen Eiskaffee und Paule (wegen der Figur) für die Schorle.

»Also, was ist das?«, fragte ich neugierig, als Paule ein liebevoll eingewickeltes Päckchen vor mich auf den Tisch legte. »Ich hab doch weder Geburtstag, noch ist Weihnachten.«

»Keine Sorge, ist nur 'ne Kleinigkeit. Ein bisschen Munition gegen die Invasion der Schönen und Reichen.«

Als ich das Päckchen öffnete und den Inhalt sah, war ich einen Moment lang irritiert. Vor mir lagen ein Kosmetikspiegel, ein Lippenstift und ein Lipliner in einem wunderschönen Pflaumenton, den ich noch nie zuvor gesehen hatte.

»Damit du dich zwischendurch auch mal wild und gefährlich fühlen kannst«, erklärte Paule und grinste. Da ich mich sonst kaum schminkte, sollte dieser besondere Farbton *Plume* mir wohl helfen, ein bisschen selbstbewusster zu werden. Etwas unsicher zog ich den Lippenstift aus dem Kästchen.

»Los, probier!«, feuerte Paule mich an und hielt mir den Spiegel vor die Nase, während ich vorsichtig begann, meine Lippenkonturen nachzuziehen. Und siehe da: Aus dem

Spiegel sah mich ein vollkommen anderer Mensch an. »Das war eine super Idee, ich danke dir«, kreischte ich dermaßen laut über die Terrasse, dass einige der Gäste mich irritiert ansahen. »Wie bist du denn auf diesen Farbton gekommen?«

»Ist ja klar, dass *du* mal wieder nichts mitgekriegt hast: Die ganze Stadt ist voll von Plakaten der Kosmetikfirma *HeavenlyNature*. Das Model der Kampagne ist ein Mädchen, das genauso aussieht, wie ich mir immer Schneewittchen vorgestellt habe. Da sie schwarze Haare hat, war ich mir nicht ganz sicher, ob der Pflaumenton dir stehen würde, aber voilà: Absolut perfekt!«

Das fand ich allerdings auch...

Nach mir probierte Paule den Stift aus. Aber sie musste die Farbe wieder abwischen, weil sie zwar zu ihren Augen, aber überhaupt nicht zu ihrem Teint und ihrer Haarfarbe passte.

Nachdem wir unsere Drinks genossen und über alles und nichts gequatscht hatten, spazierten wir eine Weile an der Elbe entlang, spielten mit fremden Hunden Stöckchen, beobachteten die Leute und schmiedeten Pläne für die nächsten Tage.

»Wie soll das Ganze jetzt eigentlich konkret aussehen?«, wollte Paule wissen, als ich ihr erzählte, dass Stephanie für die Dauer von Paps Geschäftsreise auf mich aufpassen würde. »Wohnt sie dann bei euch oder kommt sie jeden Abend vorbei, um zu kontrollieren, ob du auch brav deine Schularbeiten gemacht hast? Wird sie dich füttern?« Die letzte Frage wurde von einem zynischen Lächeln begleitet, was meine Laune in Bezug auf Stephanie Wolters nicht gerade hob.

Ich ärgerte mich noch immer darüber, dass mein schöner Plan, mir mit Paule allein ein paar schöne Tage zu machen, an ihr gescheitert war.

»Sie wird jeden Tag anrufen und jeden zweiten vorbeikommen, um mir, beziehungsweise uns, Essen zu bringen. Außerdem soll ich sie benachrichtigen, falls irgendetwas passiert. Ich hoffe einfach, dass sie selbst nicht so große Lust auf den Zirkus hat und uns die meiste Zeit in Ruhe lassen wird.«

»Hm, das ist ja auch ganz schön viel Verantwortung für jemanden, der dich kaum kennt«, überlegte Paule auf dem Rückweg zur S-Bahn. Mittlerweile war es halb acht und wir mussten beide nach Hause.

»Ach komm, lass uns nicht mehr von diesem ganzen Quatsch reden, ich spendier uns zum Abschluss noch ein Eis«, schlug ich vor, als ich die Schlange vor dem Café Dornröschen sah, wo es nicht nur Hamburgs beste Donauwelle, sondern auch geniales Straciatella-Eis gab.

Paule guckte skeptisch in Richtung Schlange und blickte dann an sich herunter.

Oh Mann, jetzt war sie schon wieder am Kalorienzählen!

»Du kannst ja Zitrone nehmen, das besteht zum größten Teil aus Wasser«, schlug ich vor, obwohl wir beide wussten, dass das nicht wirklich der Wahrheit entsprach.

»Überredet!«, stimmte Paule zu und wir stellten uns zu den Wartenden.

Am darauffolgenden Nachmittag ging ich mit klopfendem Herzen und Knien wie Wackelpudding zur Anmeldung für die Mappenpräsentation.

Einmal pro Woche nahm sich einer der Professoren der Hamburger Hochschule für bildende Künste die Zeit, um Bewerber bei der Zusammenstellung ihrer künstlerischen Arbeiten zu beraten.

Etwa zwanzig weitere Kandidaten und Kandidatinnen warteten schon im Vorraum und musterten sich gegenseitig.

Die Atmosphäre war ähnlich angespannt, wie Paule sie mir von den Aufnahmeprüfungen an Tanzschulen oder bei Gesangswettbewerben beschrieben hatte.

Doch zum Glück brach hier wenigstens niemand plötzlich in lauten Gesang aus, nervte mit endlosen Tonleiterübungen oder ging unerwartet vor meinen Augen ins Plié, um seine Beinmuskulatur warm zu halten. Aber auch hier schief die Konkurrenz nicht, was man schon an den Outfits der anderen Bewerber erkennen konnte: Um mich herum türmten sich kunstvoll verwuschelte Frisuren, baumelten riesige Ohrgehänge, flatterten bunt bedruckte Stoffe. Ledermäntel und gehäkelte Patchwork-Röckchen schmiegt sich an die Körper der nervös, aber teils auch sehr abschätzig dreinblickenden Kandidaten für den Bachelor of Fine Arts.

»Ist ganz schön unheimlich, oder?«, fragte ein schwächlicher Typ in abgerissenem Pullover, der trotz der Hitze Pulswärmer trug und sein straßenkötterblondes Haar zum Teil unter einem Zylinder (!!!) versteckte. »Man fühlt sich in diesem Umfeld automatisch total spießig, nicht?«

Ich schluckte schwer, denn im Gegensatz zu ihm war ICH wirklich kein optischer Knaller, sondern ziemlicher Durchschnitt. Natürlich trug ich mal wieder meinen geliebten Jeans-Mini, darüber ein schlichtes petrolfarbenes T-Shirt und Turnschuhe.

Meine Haare hatte ich zu Zöpfen geflochten, damit sie mir nicht ins Gesicht hingen. Das einzige optische Highlight war der Lippenstift von Paule.

»Cynthia Aschenbrenner«, rief die Sekretärin nach zwei Stunden Wartezeit und streckte auf der Suche nach mir ihren Kopf durch die Tür.

Ich schrak zusammen, ließ meine Mappe fallen und betrat schließlich mit hochrotem Kopf das Zimmer von Professor Waldemar B. Rohrbach. Der sah komplett anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte: Anstatt eines älteren, ergrauten Herren mit Bart saß vor mir ein gut aussehender Typ Mitte vierzig und einem breiten Lächeln im Gesicht.

Er dirigierte mich zu einem langen Holztisch und bat mich, meine Arbeiten darauf auszulegen. Ich begann mit meinem Glücksbringer, einer hochwertigen Farbkopie meines Engelbilds. Erst danach nahm ich alle anderen Zeichnungen und Collagen, die ich im Laufe

der letzten zwei Jahre gemacht hatte, aus der Mappe.

Der Professor ging langsam um den Tisch, während er meine Arbeiten begutachtete. Gelegentlich kratzte er sich am Kinn, räusperte sich und machte »Hm«. Das Ganze wiederholte er so lange, bis ich dachte, gleich tot umfallen zu müssen. Gerade als ich sagen wollte: Sorry, ich habe mich geirrt, ich möchte doch nicht Kunst studieren, drehte er sich endlich um und sah mich an. »Cynthia, richtig?«, begann er und deutete auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch.

Ich setzte mich vor Aufregung beinahe daneben, was Professor Rohrbach mit einem netten Lächeln quittierte.

»Also, liebe Cynthia. Beginnen wir erst einmal mit dem Positiven...« *Oh Gott nein, ich will sofort hier raus!!!!!!!*

»Du hast ein Gespür für Farben, einen Blick für Motive und Bildkomposition und eine gute handwerkliche Grundlage. Das sind genau die Voraussetzungen, die ein Student an der HBFK braucht. Allerdings sind das alles Fähigkeiten, die man notfalls auch noch im Studium lernen kann. Was man aber nicht lernen kann, und genau darin sehe ich ein gewisses Problem...« *Oh nein, das überlebte ich nicht.*

Warum war ich Idiot nur hierher gekommen? Warum machte ich nicht einfach eine Lehre bei der Bank oder wurde Verkäuferin?

». . . das sind Selbstvertrauen und Mut. Und mein Eindruck ist, dass es dir an beidem ein bisschen mangelt. Hab ich recht?«

Genau in diesem Moment fing ich leider wie auf Kommando an zu heulen. Ich wäre am liebsten sofort im Erdboden versunken, aber Professor Rohrbach reichte mir ganz selbstverständlich eine Kleenex-Box und lächelte. Wahrscheinlich hatte er das schon mindestens ein Dutzend Mal erlebt. »Na, na, das ist doch alles halb so schlimm!«

Haha, sehr witzig. Sag doch gleich, dass ich es knicken kann!

»Du bist zweifelsohne talentiert, sonst würde ich mir gar nicht die Mühe machen, hier mit dir zu sitzen. Ich habe aber das Gefühl, dass du dich nicht richtig traust zu zeigen, was in dir steckt. Um nichts zu riskieren, versteckst du das, was tief in deinem Innersten steckt. Die Engelsflügel zum Beispiel, die sind mir viel zu naturalistisch...«

»Aber ich habe sie doch in Grün gemalt, was ist denn daran naturalistisch?«, protestierte ich und hoffte, dass ich bald hier rausdurfte.

Der Professor lachte. »Siehst du, da regt sich doch schon ein bisschen von dem Eigensinn und der Widerspenstigkeit, die es braucht, um ein guter Künstler zu sein. Ich würde vorschlagen, du malst einige Zeit weiter, sagen wir noch ein Jahr, und dann sehen wir uns noch mal. Du willst doch sicher Abitur machen, oder?« Ich nickte und blickte auf das zerkrümelte Taschentuch in meiner Hand. »Na siehst du. Du bist noch sehr jung. Sei einfach ein bisschen mutiger, rei die Barrieren in deinem Kopf ein und dann entwickelt

sich der Rest von ganz allein.«

Mit hängenden Ohren sammelte ich meine Unterlagen zusammen. Der Professor brachte mich netterweise zur Tür und gab mir die Hand. Seine Worte »Glaub an dich, Cynthia!« hallten mir noch nach, als ich die Wohnungstür aufschloss.

»Und, wie war es? Ich habe so an dich gedacht«, sagte Paps zur Begrüßung und umarmte mich derart stürmisch, dass ich beinahe meine Mappe fallen ließ. Dummerweise musste ich sofort wieder heulen, meine neue Hauptbeschäftigung. Paps sah mich entsetzt an und schob mich dann in die Küche.

Trotz des Tränenschleiers konnte ich erkennen, dass er mein Lieblingsessen, Topfenpalatschinken, gemacht hatte. Aber selbst das konnte mich gerade nicht trösten.

Paps nahm mir die Mappe ab und brachte sie in mein Zimmer. Dann schenkte er mir ein Glas Saft ein, während ich mir eines von Mamas Kissen an die Brust drückte. »Cynni-Maus, was ist denn passiert?«, fragte er, setzte sich neben mich und streichelte meinen Arm. Stockend begann ich zu berichten. Doch dann sprudelte alles wie ein Wasserfall aus mir heraus. Als ich fertig war, sagte Paps eine ganze Weile gar nichts und dann platzte er heraus: »Aber das ist doch toll!«

»Was soll denn daran toll sein?«, schniefte ich voller Selbstmitleid und erwog kurz, die HBFK in die Luft zu sprengen. Die wollten Eigensinn und Widerspenstigkeit?

Bitte, das konnten sie haben!

»Im Grunde hat dieser Mann doch genau dasselbe gesagt wie deine Mutter früher: Es steckt ganz, ganz viel in dir, du musst dich nur trauen, es herauszulassen.«

So hatte ich das Ganze noch nicht betrachtet.

Vielleicht sah ich es doch ein bisschen zu negativ?

Und als wäre Mama mit uns im Raum, wurde ich auf einmal ganz ruhig und der Kummer löste sich nach und nach in Luft auf.

Stattdessen bekam ich mit einem Mal Hunger.

»Wow, du hast Topfenpalatschinken gemacht«, sagte ich schließlich. Augenblicklich lief mir das Wasser im Mund zusammen, als mir der Duft von Gebackenem und Rosinen in die Nase stieg. »Und ich habe es diesmal nicht vergurkt. Für unseren Abschiedsabend sollte schließlich alles perfekt sein«, antwortete Paps lächelnd und legte mir einen mit schaumiger Zitronencreme gefüllten Pfannkuchen auf den Teller. »Er ist nur leider ein bisschen kalt geworden. Aber ich kann ihn gern noch mal in den Ofen schieben.«

»Kommt nicht infrage!«, protestierte ich und stürzte mich auf den Pfannkuchen, als hätte ich seit drei Wochen nichts zu essen bekommen.

Erst nachdem ich noch zwei weitere verspeist hatte, wurde mir klar, dass Paps ja ab morgen für zehn Tage in China sein würde...